

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 5

Artikel: Künstliche Paradiese : vom Sinn der Rauschmittel
Autor: Häberlin, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065238>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

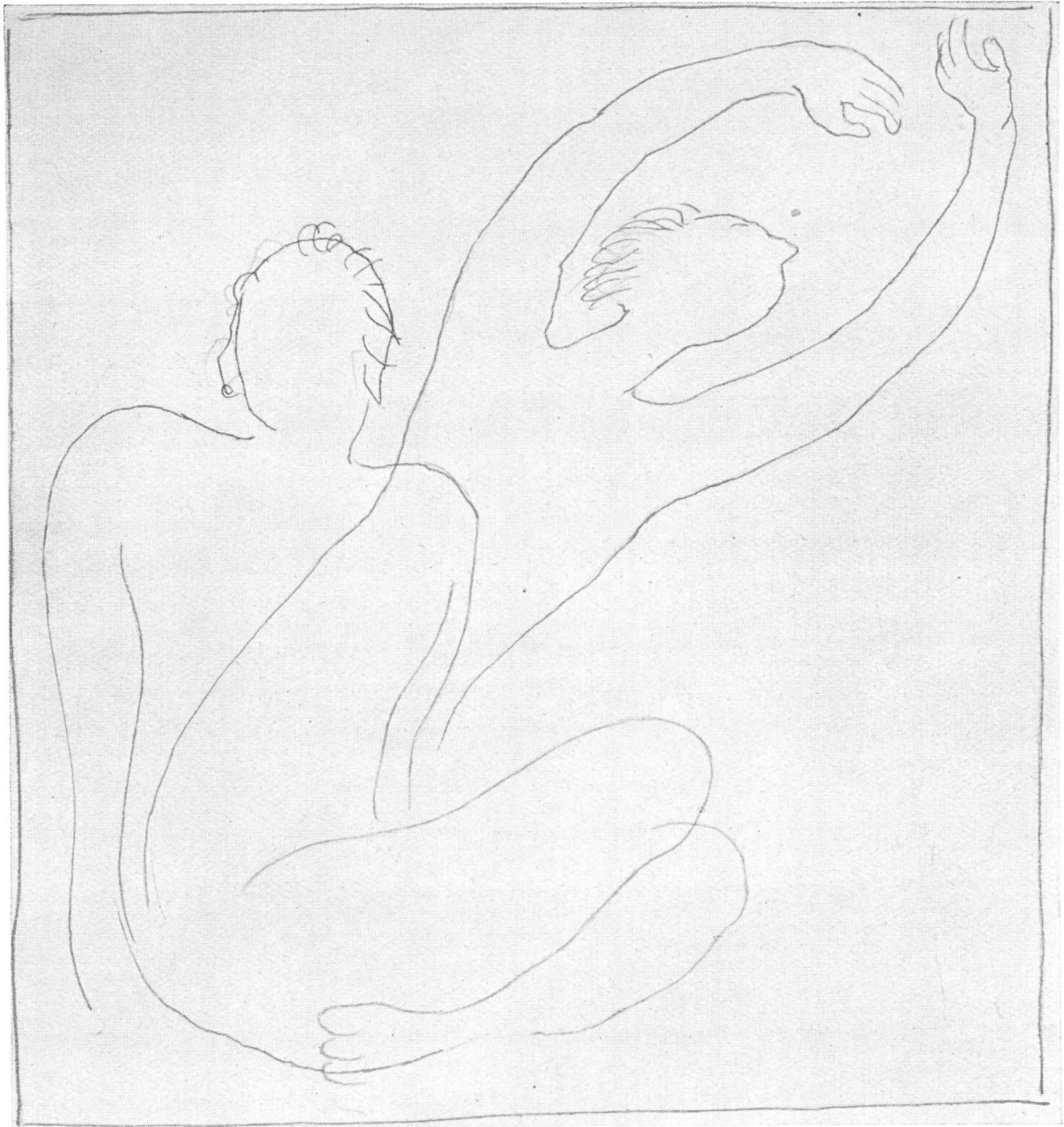
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KÜNSTLICHE PARADIESE



VOM SINN DER RAUSCHMITTEL

VON PAUL HÄBERLIN
Professor an der Universität Basel

Illustration von
H. Tomamichel

Man könnte die wesentliche Bedeutung der Rauschmittel (im Gegensatz zu den Genussmitteln schlechthin und zu den Anregungsmitteln) kurz so

zusammenfassen: sie helfen dem Menschen « ausser sich » zu kommen. Damit ist ihre wohltätige wie ihre gefährliche Wirkung angedeutet und ist zugleich ihr

umfassendster Begriff charakterisiert. Wir verstehen unter Rauschmitteln in der Tat alle Mittel, welche den Menschen « berauschen » und so dem Ausersichkommen dienen können. Es gehören dazu nicht nur die sogenannten Rauschgifte, sondern z. B. mancherlei « Zerstreuungen », Festlichkeiten, Geselligkeiten, Tänze (man denke an die ekstatischen Tänze der sogenannten Primitiven), unter Umständen sogar gewisse Formen des Sports, des Reisens, der Naturschwärmerie; auch das Verhältnis zur Kunst (oder was man so nennt) kann jene Bedeutung haben (Musik, Lektüre).

Das Ausersichkommen ist aber in zwei Varianten möglich, welche sich allerdings im gleichen Gesamtzustand vereinigen können. Dementsprechend ist auch die Wirkung der Rauschmittel verschiedenartig, zumeist komplex, mit Vorwiegen der einen oder der andern Art der Selbstentfremdung oder Befreiung vom Ich. Die erste Art besteht darin, dass wir uns nicht mehr oder nicht mehr so stark als gesonderte und quasi abgeschlossene Individuen fühlen, dass wir unsere Ichbetonung, unsere Selbstbehauptung und infolgedessen auch unsere Gegenwehr gegen das sogenannte Nichtich vergessen oder aufgeben, wodurch die Aussenreize ihre Kraft verlieren und die Schmerzen, die sie uns sonst zufügen, gemildert werden. Es ist als ob die Schranken zwischen Ich und Ausersich gefallen wären; wir schweben « selig » im All, kaum mehr unserer Ichheit innewerdend, allen Besorgnissen, ichhütenden Reaktionen und Auseinandersetzungen enthoben, umarmend die ganze Kreatur.

Die zweite Art des Ausersichseins besteht nicht so sehr in einem Verlieren des

individuellen Ichgefühles überhaupt, als vielmehr in einer Abschwächung oder Einschläferung unserer moralischen Persönlichkeit. Was hier verloren geht, ist das Gefühl der Verantwortlichkeit, der Verpflichtung, ist das Vermögen oder der Antrieb zur Unterscheidung von Recht und Unrecht, Gut und Böse, Edel und Gemein. Wir verlieren die Maßstäbe, die wir sonst an uns selber anlegen, wir verlieren die Kritik im weitesten moralischen Sinne, welcher auch die logische Selbstüberwachung einschliesst. Wir nehmen sozusagen Ferien, nicht vom Ich überhaupt, aber von unserm moralischen, verantwortlichen, unter Zwecken und Idealen stehenden Ich; wir nehmen Ferien von der Kultur und werden « wie die Wilden » (d. h. wie wir uns vorstellen, dass die Wilden seien). Wir lassen uns gehen, und eben auf diese Weise geraten wir « ausser uns ». Wir sind nicht wiederzuerkennen.

Beide Arten des Ausersichseins werden immer wieder aufgesucht, bald einzelt, bald chronisch, und der Hang zu Rauschmitteln ist offenbar so alt wie die Menschheit und so verbreitet wie sie. Es müssen also wohl allgemein-menschliche Bedürfnisse dahinterstecken. Sie sind, in ihrer generellen Art, ohne Schwierigkeit aus eben den verlangten Wirkungen der Rauschmittel abzulesen. Wenn wir vom Ich loskommen wollen, so ist es uns offenbar nicht wohl bei diesem Ich; wir leiden an ihm, d. h. wir leiden an den Schranken, die uns vom Ausersich trennen. Positiv : wir suchen die Vereinigung mit dem Andern, das « Aufgehen im All ». Das ist das « mystische » Bedürfnis, welches von der Sonderexistenz des Menschen nicht zu trennen ist. Es soll nicht

ein Ich und ein Anderes geben : ich selbst will das Andere, will mit dem Andern Eines sein. Das ist die « Veränderungs-sucht » der Mystiker, jene Sucht, von welcher der Eros nur eine Teilerscheinung ist. In jedem von uns lebt ein Mystiker, und nur der wäre ein vollendeter Philister, in welchem der Mystiker gestorben wäre. Wir sind alle mehr oder weniger Ekstatiker; Ekstase heisst Aus-sichherausgehen.

Wenn es uns anderseits drängt, unsere moralische Persönlichkeit, unser verantwortliches Ich zu vergessen, so liegt auch hier ein Bedürfnis zugrunde. Wir leiden an unserer moralischen Persönlichkeit, wir leiden an der Reflexion, in welcher wir uns selbst beurteilen. Denn diese Reflexion zerreisst unser Leben, macht aus uns zwei Menschen, einen handelnden und einen, der dies Handeln betrachtet, bewertet, kritisiert. Aber mehr als das : die blossе Tatsache der Reflexion würde uns nicht stören, wenn nicht jene beiden Menschen in uns sich gewissermassen feindlich gegenüberständen. So aber ist es, weil nämlich die Selbstbeurteilung nur selten, oder überhaupt niemals völlig, ein klares Ja zum beurteilten Selbst sagt. Selbstbeurteilung bedeutet immer mehr oder weniger Selbstverurteilung; und wenn das Bewusstsein dies nicht immer zugibt, so lügt doch das Gefühl niemals, und im Gefühl sind wir nie ganz mit uns zufrieden. So tut sich in der moralischen Reflexion in uns selbst jener Zwiespalt zwischen einem Ich und einem Du auf. Wir sind mit uns selber in ständiger Auseinandersetzung, und also entbehrt selbst unser Innenleben, gerade wie unser Verhältnis zum Ausserich, der Einheit und

Ganzheit. Gerade daran leiden wir. Wir sehnen uns auch hier nach Harmonie, nach schrankenloser Eindeutigkeit des Lebens. Und sofern wir die Schuld am innern Zwiespalt eben der « moralischen Persönlichkeit » zuschieben, weil ja sie es ist, welche immer wieder die urteilende Reflexion und also den Zwiespalt hervorruft, möchten wir jenes moralische Ich aus uns verbannen und so dem ganzen moralischen Leben mit seiner Beunruhigung entgehen. Wir möchten in das naive, urteilslose, verantwortungslose Leben eintauchen. Wir möchten « schlafen », ausruhen zum mindesten vom moralischen Kampf, so wie wir es im natürlichen Schlaf bis zu einem gewissen Grade tatsächlich tun (denn die psychologische Bedeutung des Schlafes besteht nicht zuletzt darin, dass hier die moralische Persönlichkeit mit ihren Ansprüchen und Maßstäben « schläft »). Aus diesem Grunde greifen wir zum Rauschmittel, welches also in diesem Falle nicht ein Mittel zur Ekstase, sondern ein Betäubungsmittel, ein Narkotikum ist.

Die gebräuchlichsten Rauschmittel unterscheiden sich in der Tat dadurch, dass die einen mehr ekstatische, die andern mehr betäubende Wirkung haben. Nicht selten vereinigen sie aber beides in sich, wie etwa der Alkohol, dessen ekstatisch-befreiende Anfangswirkung von einem ausgesprochen narkotischen Erfolg abgelöst wird, namentlich wenn die Quantität sich steigert. Man braucht sich nicht zu wundern, dass der Alkohol so beliebt ist, und zwar gerade bei der zivilisierten Menschheit, für welche ja sowohl die Schranke zwischen Ich und Ausserich als die reflektierte Zersetzung der innern Ganzheit besonders charakte-

ristisch ist. Man möchte sein Lob singen. Aeussere und innere Sorgen bricht er; er macht den trockenen Philister zum gelösten Ekstatiker, er reisst — dies ist seine gesellige Wirkung — die Schranken zwischen den Menschen ein und löst ihre Zungen und Herzen; er hilft über Weltschmerz aller Art hinweg, welcher ja zuletzt immer Lebensschmerz und zwar Schmerz über die Unganzheit unseres eigenen Lebens und über unsere eigene im Spiegel der moralischen Reflexion erscheinende Hässlichkeit ist.

Ich möchte nicht, dass dieses Lob ironisch genommen würde. Man mag ihm schweren Tadel und Vorwurf an die Seite setzen, das ist durchaus begründet und berechtigt, wenn man an die physiologischen, sozial-moralischen, volkswirtschaftlichen Verwüstungen denkt, welche direkt oder indirekt mit dem Alkohol oder andern Rauschmitteln zusammenhängen. Aber dadurch werden die Tatsachen, welche immer wieder zum Lob des Giftes Anlass gegeben haben, nicht aufgehoben, und es wäre falsch, sie zu leugnen.

Wahr ist aber, dass gerade in der wohltätigen Wirkung der Rauschmittel für den erholungsbedürftigen Menschen eine Gefahr begründet ist. Ich meine jetzt nicht jene oben angedeuteten physiologischen, sozialen, volkswirtschaftlichen Schädigungsmöglichkeiten, deren Erörterung eine Sache für sich wäre und die ja übrigens für viele « nichtgiftigen » Mittel kaum in Frage kommen, sondern ausschliesslich eine innerseelische, ganz persönliche Gefahr (mit welcher allerdings die physiologische wie die soziale zusammenhängt, was ja angesichts der Einheit des leiblich-seelischen Menschen

und angesichts der sozialen Verhaftung des Einzelnen selbstverständlich ist).

Was zunächst die ekstatische Wirkung betrifft, so liegt hier die persönliche Gefahr einzig in der Gewohnheit, in der « Sucht ». Es ist dem Menschen nicht beschieden, allzuoft oder allzusehr ausser sich zu sein, ohne sich selbst zu gefährden. Die Einzelnen sind verschieden und vertragen ein verschiedenes Mass. Aber für alle gibt es Grenzen der Gesundheit, im psychologischen ebenso gut wie im physiologischen Sinne. Die Gewohnheit der Berausung führt zu einer Art von Lockerung der individuierten Persönlichkeit, welche, da sie eine Schwächung des Selbsterhaltungswillens und der Selbsterhaltungskraft bedeutet, sich auch seelisch als Mangel an Widerstandskraft gegen äussere Einflüsse, an zielstrebigem Willen, an Energie des Kampfes und des Durchhaltens offenbart. Die Rauschsucht vernebelt gewissermassen die ganze Persönlichkeit. Es gehört nun einmal zum Menschen, dass er sich bis zu einem gewissen Grade abschliesst, bei sich selbst erhält, sich andern entgegensetzt und sich mit ihm auseinandersetzt, dass er seine Vorteile wahrnimmt und die ihm drohenden Gefahren klar erkennt. Die innere Gesundheit verlangt, dass dem Mystiker in uns durch den Philister in uns seine (immerhin verschiebbare) Schranke gesetzt werde. Durch die Berausungsgewohnheit wird die Schranke zu stark oder zu dauernd herabgesetzt, die Lebensklarheit und Zielsicherheit verschwindet, der Mensch treibt dem persönlichen Verfall entgegen. So wohltätig das Mass ist, so gefährlich wird das Uebermass. Das Rauschmittel ist ein Medikament des Lebens, aber es kommt auf

die persönlich zuträgliche Dosierung an. Und gerade diejenigen sind der Gefahr der Uebersteigerung ausgesetzt, welche es an sich nötig haben und welchen es in richtigen Abständen und im richtigen Masse gut tut. Es verhält sich daher mit den Rauschmitteln nicht anders als mit jedem Genuss überhaupt. Aller Genuss, so nötig und wohltätig er ist, hat verführende Kraft, und wer einmal süchtig geworden ist, den führt er zum Ruin.

Dies alles aber ist allzubekannt, als dass es nötig wäre dabei zu verweilen. Komplizierter sind die Gefahren derjenigen Rauschmittel, welche wesentlich Betäubungsmittel sind oder eben als solche gesucht und verwendet werden, wobei wiederum nicht ausschliesslich an sogenannte Gifte zu denken ist. Betäubung ist hier als Herabminderung der moralischen Urteilsintensität gemeint; ihr Zweck ist die Rettung vor dem Gefühl der moralischen Unzulänglichkeit oder Hässlichkeit, welches aus der Selbstkritik entspringt; ihre Wirkung ist einem Waffenstillstand im moralischen Kampf, in der Auseinandersetzung mit uns selbst vergleichbar. Und darin besteht ihre Wohltat.

Es gibt Menschen, welche geneigt sind, diese wohltätige Wirkung schon an und für sich als eine Schädigung oder doch als moralisch bedauerlich und also als das Gegenteil einer objektiv bestehenden Wohltat zu taxieren. Sie sind der Meinung, dass es nicht nur eventuell gefährlich, sondern in jedem Fall moralisch unzulässig und also ein Unrecht sei, sich der moralischen Selbstbeurteilung wenn auch nur auf Zeit zu entziehen. Aber das sind Moralisten, die so urteilen, und ich glaube, dass es eine höhere Moral gibt

als den Moralismus. Wenn jede Gefechts-pause im moralischen Kampf zu verurteilen wäre, dann müsste auch die Tatsache des natürlichen Schlafes bedauert werden, dieser grossen und segensreichen Institution der Erholung gerade von den Strapazen der innern Auseinandersetzung. Und es gibt ja wohl in der Tat Moralisten, welche nicht nur die verschlafene Zeit sich reuen lassen, sondern es sich nicht verzeihen können, dass sie in ihren Träumen (diesem Index der seelischen Verfassung im Schlafe) ganz offenbar die logische und auch die moralische Selbstkritik in manchmal bedeutendem Masse verlieren. Mögen sie sich auf ihre Intoleranz etwas zugute tun; bessere Menschen sind sie und werden sie dadurch nicht. — Aber man könnte sagen, der Schlaf sei immerhin ein natürliches und ausserdem nicht zu vermeidendes « Betäubungsmittel »; er solle genügen, und es dürfe nicht durch künstliche (d. h. willkürlich gewählte) Mittel so etwas wie ein künstlicher moralischer Schlaf gesucht werden. Aber wenn der natürliche Schlaf tatsächlich nicht genügt? Es sind ja nicht alle Menschen gleich, und es gibt für manche von ihnen Verfassungen oder Zeiten, in denen der Schlaf, selbst wenn er nicht gerade durch die innere Unruhe selber unruhig oder verkürzt sein sollte, jene ihm obliegende Regeneration der Kampfkraft oder Kampffreudigkeit allein nicht zustande bringt. Ist da das Narkotikum, entweder direkt als Schlafmittel oder dann als Mittel zum « Schlafersatz », unbedingt zu verurteilen? Ist es unzulässig für den, der erfahren hat, dass es ihm über Krisen der Mutlosigkeit gerade im moralischen Kampfe hinweghilft und ihn so befähigt, diesen Kampf

wieder zu beginnen, statt in Verzweiflung alles von sich zu werfen?

Es ist noch etwas anderes zu bedenken, wenn man dem Betäubungsbedürfnis gerecht werden will. Die moralische Selbstkritik ist ihrerseits nicht immer so geartet, dass sie als gesund und gerechtfertigt bezeichnet werden könnte. Es gibt Menschen, die sich damit nicht nur auf eine unnötige und unfruchtbare, sondern auf eine sachlich unberechtigte und daher gerade moralisch schädliche Weise plagen. Dies ist immer dann der Fall, wenn sie sich an falschen Idealen messen. Falsche Ideale sind solche, welche nicht auf dem Grunde der tatsächlich vorhandenen Leistungsfähigkeit und daher der persönlichen Bestimmung erwachsen sind, welche also der Persönlichkeit nicht entsprechen. Sie können im Lauf der Erziehung und des gesellschaftlichen Lebens in einer feststehenden Sitte, also auf dem Wege der Suggestion erworben sein, können aber auch interne Fehlbildungen darstellen, auf Grund einer schiefen Entwicklung des Charakters (wie dies in frühern Aufsätzen im «Schweizer-Spiegel», z. B. über Kompensationen, über Minderwertigkeitsgefühle, über Motive der Berufswahl, dargestellt worden ist). Sie können qualitativ falsch sein, d. h. Anforderungen enthalten, die nach ihrer Art den vorhandenen Leistungsmöglichkeiten oder Begabungen nicht angemessen sind, oder quantitativ übersteigert, d. h. so, dass sie über die maximalen Leistungsfähigkeiten des Trägers hinausgehen. Alle Vollkommenheitsideale vereinigen in sich beide Arten der Unangemessenheit. — Wer nun das Unglück hat, sein Selbsturteil auf Grund von falschen Idealen bilden zu müssen, der leidet in

dieser moralischen Auseinandersetzung nicht nur — was keinem erspart werden kann und auch wohl keinem erspart werden soll — am Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit überhaupt, sondern er leidet, und dies ist sicher unnötig und sogar moralisch schädlich, an teilweise falschem oder übertriebenem Unzulänglichkeitsgefühl. Wollen wir auch ihm die Wohltat der zeitweiligen «Flucht» aus dieser unerträglichen Situation versagen? Ich weiss sehr wohl, dass diese Flucht nicht das Letztgültige und Letzttrichtige ist; richtiger wäre es, die ganze Situation zu sanieren dadurch, dass die falschen Ideale durch richtige ersetzt würden. Es wird davon noch die Rede sein. Aber inzwischen, solange diese gründliche Remedur nicht geschaffen ist oder nicht geschaffen werden kann (oder wo sie überhaupt nicht mehr möglich ist), wollen wir hart über die geplagte Kreatur urteilen, wenn sie sich hilft, wie sie kann?

Ich habe einen sogenannten Quartalsäufer gekannt — und ich glaube, dass viele, wenn nicht alle Fälle des Quartalsäufertums oder allgemeiner der periodischen Betäubungssucht ähnlich geartet sind wie der seinige — für den sein zeitweilig sinnloses Trinken und Sichbetrinken sozusagen die Rettung vor der restlosen Verzweiflung und wahrscheinlich vor dem Selbstmord bedeutete. Er trank nur, wenn die tiefste Depression im Anzuge war, und wer ihn kannte und die Zeichen beobachtete, konnte den Anfall der Trunksucht voraussehen. Das war ein Mann, der sich auf Grund falscher Ideale innerlich aufrieb, in irregeleitetem moralischem Kampf, und dem zu Zeiten der natürliche Schlaf nicht mehr genügte, um Vergessenheit und Erholung zu finden.

Dann stürzte er sich in den narkotischen Schlaf.

Im übrigen darf man, wie immer wieder zu betonen ist, nicht stets nur an Rauschgifte im eigentlichen Sinne denken, wenn von Betäubung und Betäubungsmitteln die Rede ist. Es gibt andere Mittel, die deshalb weniger auffallen, weil ihre Wirkungen oder Folgen entweder nicht unmittelbar in die Augen springen oder in physiologischer oder sozialer Hinsicht in der Tat weniger tiefgreifend sind. Es gibt Menschen, die sich durch Musik, vielleicht auch im Kino oder durch andere « Zerstreuungen » so « narkotisieren », dass sie auf Zeit über den innerlich begründeten Weltschmerz hinwegkommen. Es ist aber nicht gesagt, dass derartige Mittel, so harmlos sie erscheinen, weniger Gefahren in sich bergen als die eigentlichen Rauschgifte.

Diesen Gefahren wenden wir uns jetzt zu, nachdem bisher die wohltätige Wirkung unterstrichen und die moralistische Beurteilung abgelehnt worden ist.

Es ist dem Menschen nicht beschieden, ein naives Dasein ohne Reflexion und Selbstkritik zu führen. Und es ist ihm um so weniger beschieden, je mehr Verantwortung ihm durch seine Fähigkeiten und seine Lebensbestimmung zugewiesen ist. Also muss er durch die Selbstkritik hindurch und muss die Konsequenzen tragen, solange er Mensch bleibt. Wollte er dies durchaus nicht, so müsste er seine Existenz aufgeben wollen. Mit der Existenz des Menschen ist seine innere Problematik unlösbar verknüpft; eben insofern heisst Mensch sein, Kämpfer sein. Daher käme eine sozusagen grundsätzliche Flucht vor der moralischen Auseinandersetzung einer Negation der eigenen

menschlichen Existenz gleich. Und die zur ständigen Gewohnheit erhobene Narkose würde den Ruin nicht nur der moralischen Persönlichkeit, sondern der Persönlichkeit überhaupt bedeuten. Insofern ist also über die Gefahr der Narkotika etwa dasselbe zu sagen wie über diejenige der ekstatischen Rauschmittel: der sinnlos gewohnheitsmässige Gebrauch ruiniert die seelische Gesundheit und zuletzt das Leben überhaupt.

Aber auch der ausnahmsweise oder « mässige » Gebrauch bringt hier ganz bestimmte Gefahren mit sich. Die Selbstkritik ist nicht nur mit der menschlichen Existenz unlösbar und unausweichlich verbunden, sondern sie hat auch eine spezifische Mission, welche nicht ungestraft nach Belieben verleugnet werden kann, eben dadurch, dass man sich in jeder einigermaßen peinlichen Situation jener Selbstkritik entzieht. Wenn die echte Selbstbeurteilung in das Gefühl oder Bewusstsein der vorhandenen Unzulänglichkeit ausmündet, so ist dies ein Anzeichen dafür, dass in uns ungenützte oder unentwickelte bessere Möglichkeiten liegen, und ein Aufruf zur Entwicklung und Fruchtbarmachung dieser Möglichkeiten, also ein Aufruf zum Kampf gegen das bestehende Ich zugunsten eines in uns angelegten und zutage drängenden besseren Ich, durch dessen Verwirklichung erst unser Leben seiner Bestimmung gerecht und wir also uns selbst treu sein würden. Die echte Selbstbeurteilung ist einfach Mittel und Antrieb zu unserer wahrhaft naturgemässen, im höhern Sinne gesunden Entwicklung. In jedem von uns lebt jener « Preismensch », der nicht ungestraft erstickt werden kann. In der echten Selbstkritik pocht er an die Mau-

ern seines Gefängnisses, und wenn wir uns jedesmal, sobald dieses Pochen uns besonders peinlich wird, die Ohren zuhalten, so gefährden wir mit unserm bessern Ich den Sinn unseres Lebens. Und es ist sicher, dass dann, wenn wir das Ohr wieder freigeben (also nach der Narkose), das Pochen um so lauter und um so peinlicher wiederkehrt.

Die gesunde Konsequenz der peinlichen Selbstkritik ist die Arbeit an uns selbst, die moralische Anstrengung. Sie darf durch Betäubungsmittel nicht gefährdet werden. Wir dürfen die innere Auseinandersetzung und den ganzen Lebenskampf nicht fliehen; wir dürfen der durch jene Kritik angeforderten Leistung nicht aus dem Wege gehen. Wenn etwas in uns nach unserm echten Selbsturteil nicht stimmt, so müssen wir uns damit ehrlich beschäftigen und dürfen uns nicht in die moralische Nacht der Betäubung stürzen, in welcher alle Katzen grau, alle sittlichen Unterschiede verwischt sind.

Heisst dies aber nicht, dass jede Betäubung vom Übel ist? Nein, es heisst nur, dass die Betäubungsmöglichkeit als solche gefährlich ist, oder also, dass in der wohltätigen Wirkung der Rauschmittel eine Gefahr steckt, auch wenn nicht gewohnheitsmässige Verwendung vorliegt. Die Gefahr besteht in der Möglichkeit der Anwendung auch dort, wo sie nicht nötig wäre, aus blosser Schwäche und Bequemlichkeit. Wir sollen der Selbstkritik nicht aus dem Wege gehen, solange sie mit all ihrer Peinlichkeit unserer Entwicklung förderlich ist. Und dies ist sie immer, solange sie in ihrer Auswirkung nicht unsern Lebensmut, unsern Lebenswillen und unsere Lebenskraft vermindert. Dass sie hierzu unter

Umständen imstande ist, das haben wir früher betont und daraus haben wir das relative Recht der gelegentlichen Betäubung hergeleitet. Aber die Gefahr besteht darin, dass wir « zu früh nachgeben » und dass wir schon aus Scheu vor der Kritik und vor der Forderung anstatt erst in der hohen Not wirklicher Unerträglichkeit und lähmender Belastung zum Beruhigungsmittel greifen. Wo hier die Grenze ist, das lässt sich allgemein nicht sagen, weil die Menschen und die Situationen zu verschieden sind. Es ist Sache jedes einzelnen, sie zu fühlen und im Gefühl ehrlich zu sein, und diese Entscheidung kann ihm niemand abnehmen.

Es ergibt sich daraus, dass die moralische Betäubung nur in wirklichen Notfällen gerechtfertigt ist (aber es gibt solche Notfälle), und dass die Gefahr der Betäubungsmittel in der moralischen Schwäche oder Bequemlichkeit des Menschen liegt. Richtig ist ihre Anwendung nur dann, wenn sie nicht gegen den sittlichen Anspruch des bessern Ich, sondern gerade in seinem Interesse geschieht. Sie haben dann die Bedeutung von Medikamenten, welche genommen werden, damit durch ihre Hilfe die Kraft zum moralischen Kampf, welche zu weichen droht, wieder erworben werde. Nicht um diesem Kampf aus dem Wege zu gehen, sondern um für ihn neue Kräfte zu sammeln, ist uns die Möglichkeit des Schlafes und auch des « künstlichen Schlafes » gegeben. Wer aus andern Motiven als aus dem Willen zur moralischen Leistungsfähigkeit das Mittel verwendet, der verwendet es falsch. Es verhält sich damit nicht anders als mit den Heilmitteln der somatischen Medizin.

Die Erfahrung lehrt, dass unter Vor-

aussetzung echter moralischer Selbstkritik, also auf dem Grunde echter, der Persönlichkeit angemessener Ideale, jener Notfall, in welchem die Betäubung gerechtfertigt wäre, verhältnismässig selten eintritt, nämlich nur dann, wenn durch die Problematik eines besonders schweren Lebens eine Art von Zermürbung oder moralischer Übermüdung Platz greift. Weitaus die meisten Fälle unerträglicher moralischer Situation bilden sich auf dem Grunde jener unechten Ideale und Ansprüche, von denen bereits die Rede war. Es ist selbstverständlich, dass in diesen Fällen die Anwendung von Betäubungsmitteln nur bedingt unsere Zustimmung haben kann. Denn hier wäre etwas anderes und etwas Gründlicheres vonnöten, nämlich die Sanierung des moralischen Selbsturteils durch Überwindung der falschen Ideale. Die Zustimmung zum narkotischen Mittel muss hier um so zurückhaltender sein, als seine unbedenkliche Verwendung geeignet ist, die wirkliche Lage zu verschleiern, die eigentliche Not zu verbergen und so den Willen zu jener Sanierung zu schwächen. Die Menschen müssen innere Not leiden, wenn sie zur « Heilerziehung » sich sollen bereitfinden lassen. Je unbeschränkter sie das Gefühl für ihren verfahrenen Zustand abtöten, desto geringer sind die Aussichten für diese Bereitschaft. Auch hier also zeigt sich noch einmal eine ganz bestimmte Gefahr der Betäubungsmöglichkeit.

Nun lässt sich aber die ganze Frage der « Flucht aus dem moralischen Leben » durch Rauschmittel noch von einer andern Seite betrachten. Das moralische Leben ist das Leben, welches Zwecke setzt, Entscheidungen fällt und eben des-

halb unter dem Kriterium von gut und böse steht. Unser Leben geht aber nicht in diesem Zweckleben auf. Immer, wo wir ästhetisch erleben, Schönheit finden und uns der Schönheit hingeben, vergessen wir Zwecksetzung, Anspruch, Auseinandersetzung. Hier handeln wir nicht, sondern wir empfangen, und weil wir nicht handeln, kann hier von Gut und Böse nicht die Rede sein. Als ästhetische Menschen — und jeder von uns trägt einen ästhetischen Menschen in sich — sind wir daher « naiv », d. h. der Reflexion entrückt und also auch der wertenden Selbstbeurteilung. Das ästhetische Leben steht als eine andere Möglichkeit dem gesamten moralischen Leben gegenüber und nimmt nicht Anteil an seiner Problematik, weiss überhaupt nichts von Problemen.

Wenn man dies weiss, so versteht man, dass die Flucht aus dem moralischen Leben noch einen andern Hintergrund haben kann als die Unerträglichkeit der moralischen Selbstkritik. Wer das ästhetische Leben in einiger Stärke kennt, der hat Heimweh nach ihm jedesmal dann, wenn er sich in das moralische Leben mit seinen Auseinandersetzungen und seiner nie fehlenden Problematik verstrickt findet. Mitten im tätigen, zweckhaften Leben kommt uns die Erinnerung an die Möglichkeit seliger Schau, und sie wird um so mehr zur Sehnsucht, je stärker die Verantwortung des moralisch relevanten, handelnden Verhaltens, das doch auch zu unserem Leben gehört, an uns zehrt. Wir sehnen uns aus diesem ganzen unruhigen, nie zufriedenen und nie mit sich selbst zufriedenen Zustand hinaus; wir sehnen uns nach rein ästhetischem Leben. Die besondere Stärke dieser Seh-

sucht ist vielleicht das Wesentliche von dem, was den Künstler ausmacht; aus der Sehnsucht heraus schafft er sein Werk. Aber wir alle empfinden, dem Grade nach verschieden, mit ihm; sonst könnten wir an seinem Werke nicht Anteil haben.

So ist es möglich, dass an dem Bedürfnis, wenigstens auf Zeit dem moralisch gespannten Leben zu entinnen, nicht allein und nicht einmal hauptsächlich die Unerträglichkeit negativen Selbsturteils beteiligt ist, sondern neben ihr eben die ästhetische Sehnsucht. Am stärksten wird dies in der künstlerischen Natur der Fall sein. Und sofern gewisse Rauschmittel — man braucht, wie gesagt, nicht nur an eigentliche Gifte zu denken — die Eigenschaft haben, nicht allein die Selbstkritik auszuschalten, sondern über-

haupt die handelnde Zweckhaltung des moralischen Lebens zu lähmen, vermögen sie dieser Sehnsucht entgegenzukommen. Denn je weniger wir zum Handeln bereit sind, desto weniger treten wir den Dingen mit Ansprüchen gegenüber und desto eher gelingt uns jene empfangende Haltung, die für das ästhetische Erleben charakteristisch ist. So können Rauschmittel indirekt zu Mitteln der Befriedigung der ästhetischen Sehnsucht werden.

Auch als solche haben sie natürlich ihre Gefahr in sich. Denn es ist dem Menschen nicht bestimmt, ein rein ästhetisches Leben zu führen, auch nicht dem Künstler; auch er ist, und gerade als schaffender Künstler, zugleich ein moralisches Wesen. Es wird auch hier auf das Mass ankommen und darauf, dass wir die Herrschaft über uns selbst behalten.

WIR

Von Max Ruschmann

Vor allen, die wir dauernd lieb gewannen,
Hing trennend eine Wand, die niemals wich;
Nicht Wort, noch Tat kann diesen Schleier bannen,
Wir schreiten hinter Masken, du und ich.

Du kennst die Bahnen jahrentfernter Sonnen,
Doch keiner Sternenstunden lichte Ruh
Enträtselt uns, die gleich versiegten Bronnen
Im Dunkeln stehn. Denn wer bin ich - wer du?

Unwissend beugen wir uns fremdem Zwange,
Er drängt sich stündlich zwischen dich und mich,
Und oftmals wird mir vor mir selber bange;
Wir schreiten hinter Masken, du und ich!